

Siebentes Buch.

Erster Brief.

An Restitutus.

Die Hartnäckigkeit Deiner Krankheit macht mir bange; und ich fürchte, so sehr ich auch Deine große Mäßigkeit kenne, Du möchtest nicht immer Herr über Dich bleiben. Daher ermahne ich Dich, widerstehe ihr mit Geduld. Dies löbliche, und heilsame Mittel, das ich Dir anrathе, verstatte die menschliche Natur. Wenigstens pflege ich meinen Leuten einzuschärfen, wann ich gesund bin. Ich schmeichle mir zwar, wenn ich in eine Krankheit fiele, daß ich nichts verlangen werde, das mir Scham oder Reue nachziehen könnte. Sollte aber die Krankheit mich überwältigen; so befehle ich ausdrücklich, mir nichts ohne Erlaubnis der Aerzte zu geben; mit der Versicherung, wofern sie es thäten, es eben so zu ahnden, wie andere, wenn ihnen was versagt wird.

Ich erinnere mich, als ich mich einstmals von einem hitzigen Fieber, das mich sehr angegriffen, erholt hatte, und gesalbt worden war; bot mir der Arzt einen Trank an. Ich reichte ihm meine Hand, um an den Puls zu fühlen, und sogleich gab ich den Becher, den ich schon an den Lippen hatte, zurück. Hernach, als ich am zwanzigsten Tage meiner Krankheit ins Bad gehen wollte; sahe

sähe ich die Aerzte auf einmal unter einander stürzen. Ich fragte nach der Ursache. Sie gaben zur Antwort: ich könnte wohl ohne Gefahr baden, aber doch hätten sie einige Bedenklichkeit dabey. Wie? sagte ich, muß es denn seyn? Und so gab ich die Hoffnung zum Bade, in das ich schon glaubte getragen zu werden, ganz gelassen auf, und überließ mich der Enthaltbarkeit wieder mit eben der Fassung und Miene, die ich vorher zum Baden angenommen hatte. Dies habe ich Dir geschrieben, sowohl um meinen Rath durch mein Beispiel zu unterstützen, als auch mich inständigst durch diesen Brief, als durch ein Unterpfand zu eben der Mäßigkeit zu verbinden. Lebe wohl.

Zweiter Brief.

An Verns.

Wie reimt sich das zusammen, daß Du versicherst, Du seyst beständig mit Geschäften überhäuft, und doch meine Schriften verlangst, die kaum von müßigen Personen einige verlorne Augenblicke erhalten können? Ich will also den unruhigen und beschäftigten Sommer vorbeysgehen lassen, und im Winter erst, wenn ich glauben kann, daß Du die Nächte wenigstens frey habest, will ich von meinen Ländeleien etwas für Dich schreiben. Inzwischen ist es schon genug, wenn Dir meine Briefe nicht beschwerlich sind; aber sie sind es; deum sollen sie desto kürzer seyn. Lebe wohl.

Drit-

Dritter Brief.

An Präsens.

Willst Du denn ewig, bald in Lucanien, bald in Campanien leben? Ich selbst, wirst Du sagen, bin ein Lucanier, und meine Frau ist eine Campanierin. Dies entschuldiget wohl eine lange, aber keine beständige Abwesenheit. Warum kommst Du also nicht einmal wieder nach Rom? wo Ehre, Würde, hohe und niedre Freunde auf Dich warten. Wie lange willst Du den großen Herrn machen? Wachen, wann Du willst? und schlafen, so lang es Dir gefällt? Willst Du Dich immer nach Deiner Bequemlichkeit kleiden? Willst Du den ganzen Tag frey seyn? Es ist Zeit, die unruhvolle Stadt zu besuchen, und wär es nur, um jener Vergnügen nicht überdrüssig zu werden. Mache hier ein wenig Deine Auswartung, damit es Dir desto angenehmer sey, wenn man sie Dir machet. Dränge Dich in diesem Getümmel, damit Du die Süßigkeit der Einsamkeit schmeckest. Aber wie unvorsichtig halte ich denjenigen zurück, den ich herauszulocken suche? Vielleicht wirst Du eben dadurch noch stärker gereizt, Dich immer mehr in Ruhe einzuhüllen, die ich Dir nicht entreißen, sondern nur unterbrechen will. Denn wie ich, wenn Du bey mir zu Gaste wärest, mit süßen Speisen scharfe und saure vermischen würde, um Deinen Gaumen, den jene gleichsam abgestümpft hätten, durch diese wieder aufzuwecken, und zu schärfen: eben so rathe ich Dir nun, die Süßigkeit

flauteiten Deiner angenehmen Lebensart zuweilen gleichsam mit einigen Säuren zu würzen. Lebe wohl.

Anmerkung.

Willst Du Dich immer nach Deiner Bequemlichkeit kleiden?) Im lateinischen heißt es: *Quousque calcei nusquam? toga feriata?* „Wie lange willst Du keine Schuhe und toga anziehen?“ Die Römer hatten verschiedene Arten von Schuhen, die eben so viele Unterscheidungszeichen ihres verschiedenen Ranges waren. Die *calcei lunati* waren den Rathsherrn und Personen von hohem Stande eigen, so daß Plinius damit sagen zu wollen scheint: „willst Du nie in das Rathhaus kommen?“ Denn in einem vertrauten Briefe brauchte das Wort *lunati* nicht dabey zu stehen. Die *lunati calcei* hießen so von den Haken an den Schuhen, die in der Gestalt eines halben Mondes gemacht waren. Einige Schriftsteller sind der Meynung, daß diese Figur, die einem Römischen Clich, Ein hundert bedeutete, und dadurch die bestimmte Anzahl der ursprünglichen Rathsherrn anzeigte. *Toga feriata?* Es gab verschiedene Arten der Römischen toga, *) nach dem Stande und Reichthum der

*) Die toga war das Unterscheidungszeichen der Römer von den Griechen, die einen Mantel trugen, und *pallia* genannt wurden; so wie die Römer von der toga den Namen *togati* bekamen.

der Person, die sie trug. Die reichsten Römer hatten sie sehr weit, und von dem feinsten Tuche. Wor- auf Horaz anspielt, wenn er sagt:

Toga, quae defendere frigus,
Quamvis crassa, queat.

Vierter Brief.

An Pontius.

Du sagst, Du habest meine Hendecasyllaben gelesen, und fragst mich, wie ich mir habe einfal- len lassen, sie zu schreiben, ich, der ich Dir so ernsthaft vorkomme, und, wie ich selbst gestehe, kein Ländler bin. Ich habe jederzeit — denn ich will die Sache vom Anfang erzählen — Neigung zur Poesie gehabt. In meinem vierzehnten Jahre schon schrieb ich eine Griechische Tragödie. Was für eine? fragst Du. Ich weiß nicht; man nannte sie eine Tragödie. Nicht lange hernach, als ich von der Armee zurückkam, und auf der Insel Icaria durch widrige Winde aufgehalten wurde, verfertigte ich ein lateinisches Gedicht in Elegischen Versen auf diese Insel, und das sie umgebende Meer. Ich habe auch einmal einen Versuch in heroischen Versen gemacht; in Hendecasyllaben aber jetzt zuerst. Die Veranlassung dazu ist die.

Ich war auf meinem Laurentinum, wo mir die Bücher des Asinius Gallus, worinn er seinen

Vater mit dem Cicero vergleicht, vorgelesen wurden. Unter andern kam ein Epigramm des Cicero auf seinen geliebten Tyro vor. Als ich hernach um Mittag — denn es war Sommer — ein wenig schlummern wollte, und kein Schlaf sich einfand; fiel mir der Gedanke ein, daß die größten Redner aus der Dichtkunst sich eine Ehre und Vergnügen gemacht hätten. Ich dachte weiter nach, und wider mein Vermuthen, da ich so lange aus der Uebung war, brachte ich in sehr kurzer Zeit eben das, was mich zum Schreiben angereizt hatte, in folgende Verse:

Als ich des Gallus Bücher laß, worinn er sich
Erkühnet, seinem Vater vor dem Cicero
Den Vorzug zu ertheilen; fand ich einen Scherz
Des Cicero, der obgleich schlüpfrig, doch entspricht
Dem Geist, der ernste Werke schrieb; wodurch er
zeigt,

Daß große Geister auch an feinem Scherz und Wis
Gefallen haben. Denn er klagt, daß Tyro ihn
Gar bößlich hintergangen, und die Küsse, die
Er ihm versprach, zur Nachtzeit — nicht gegeben.
Nachdem ich das gelesen, sagt' ich bey mir selbst:
Was sollt' ich meine Liebe nun verschweigen?
Und furchtsam nicht gestehen, daß ich Tyro's List,
Verliebten Diebstahl, schlaue Schmeicheleyen kenne?

Ich gieng zu Elegischen Versen über, womit
ich eben nicht länger zugebracht habe. Durch die
Leichtigkeit verführt, that ich immer mehrere hinzu.

Als

Als ich nach Rom zurückkam, laß ich sie meinen Freunden vor, die mir ihren Beyfall gaben. Hernach versuchte ich in mäßigen Stunden, besonders auf Reisen, noch mehrere Versarten. Zuletzt entschloß ich mich, nach dem Beispiele vieler andern, einen besondern Band von Hendecasyllaben herauszugeben; und es gereut mich nicht. Sie werden gelesen, abgeschrieben, und auch gesungen. Die Griechen, die aus Liebe zu diesen Versen, lateinisch gelernt, spielen sie auf der Cyther und Leyer. Aber welche Pralereien das sind! Doch den Dichtern erlaubt man, zu rasen. Wiewohl ich rede nicht von meinem, sondern von anderer Leute Urtheile, die mir Vergnügen machen, sie mögen wahr, oder falsch urtheilen. Nur wünsche ich, daß die Nachkommen eben so urtheilen, oder irren mögen. Lebe wohl.

Fünfter Brief.

An Calpurnia.

Es ist unglaublich, wie sehr ich mich nach Dir sehne; theils aus Liebe, theils, weil wir gewohnt sind, immer bey einander zu seyn. Daher kommt es, daß ich einen großen Theil der Nächte mit Deinem Bilde vor Augen, wachend zubringe; daß bey Tage, in den Stunden, da ich Dich zu sehen pflegte, meine Füße mich freywillig, wie man sagt, zu Deinem Zimmer führen; daß ich endlich eben

so betrübt und unruhig zurückkehre, als wenn ich wäre abgewiesen worden. Nur die Zeit, die ich vor Gerichte mit den Rechtshändeln meiner Freunde zubringe, ist von dieser Marter frey. Urtheile nun, was ich für ein Leben führe, der ich in Arbeit Ruhe, und Trost in Sorgen und Elend finde. Lebe wohl.

Siebenter Brief.

An Saturninus.

Ich habe neulich unserm Priscus, und weil Du es befohlen, noch einmal Dank gesagt, und zwar mit dem größten Vergnügen. Denn es ist mir sehr angenehm, zween so wackere, und gegen mich höchst freundschaftlich gestimmte Männer so eng verbunden zu sehen, daß sie sich wechselseitige Verbindlichkeiten schuldig zu seyn glauben. Er selbst gesteht, daß ihn Deine Freundschaft entzückt, und läßt sich mit Dir in den edelsten Wettstreit der Zärtlichkeit ein, welche die Zeit nur noch vermehren wird. Daß Dich Geschäfte zerstreuen, beklage ich deswegen, weil Dein Studiren darunter leidet. Jedoch wenn Du die eine Rechtsache durch gerichtlichen Ausspruch, und die andere durch Vergleich, wie Du sagst, geendiget haben wirst; so kannst Du erst dort die Ruhe genießen, und dann gesättiget zu uns zurückkehren. Lebe wohl.

Achter

Achter Brief.

An Priscus.

Es ist mir unaussprechlich angenehm, daß unser Saturninus mir Briefe über Briefe schreibt, um Dir seine unendliche Verbindlichkeit zu bezeugen. Fahre fort, wie Du angefangen hast; liebe den vortreflichen Mann aufs zärtlichste, dessen Freundschaft Dir großes und dauerhaftes Vergnügen gewähren wird. Denn er besitzt alle Tugenden im Ueberflusse; aber vorzüglich die, daß er der beständige Freund ist. Lebe wohl.

Neunter Brief.

An Cornelius Fuscus.

Du fragest mich um meine Meinung, wie Du in der ländlichen Einsamkeit, die Du schon lange geniehest, Dein Studiren einrichten müßest? Es ist überaus nützlich, und wird von vielen angerathen, entweder aus dem Griechischen ins Lateinische, oder aus dem Lateinischen ins Griechische zu übersetzen. Durch dergleichen Uebung erwirbt man sich Nichtigkeit und Pracht des Ausdrucks, Reichthum der Figuren, Gabe der Deutlichkeit, überdies durch Nachahmung der besten Muster, das Vermögen, ebendergleichen zu erfinden. Zudem, was ein Leser übersetzen hätte, das kann dem Übersetzer nicht entweichen. Dadurch erlangt man Einsicht und Beurtheilungskraft.

Es kann auch nicht schaden, wenn Du das, was Du soweit gelesen, daß Dir der Inhalt davon völlig bekannt ist, gleichsam mit dem Verfasser um die Wette behandelst, Deinen Aufsatz mit dem Gelesenen zusammenhältst, und sorgfältig untersuchest, was er oder Du besser gesagt. Welche Freude, wenn Du etwas, welche Scham, wenn jener alles besser gemacht hat! Man kann auch zuweilen die schönsten Stellen aussuchen, und mit denselben gleichsam kämpfen. Dies ist zwar ein kühner, aber kein verwegener Streit, weil er ins geheim geschieht. Wiewohl man siehet, daß viele dergleichen Wettstreit mit großem Lobe unternehmen, und, weil sie nicht verzagten, diejenigen übertroffen haben, denen sie nur zu folgen wünschten. Du kannst auch einen Aufsatz nach einiger Zeit, wenn er Dir aus dem Gedächtnisse ist, wieder vornehmen, vieles behalten, noch mehreres austreichen, manches hinzufügen, und manches ändern. Es ist zwar dies eine mühsame und verdrüssliche Sache; doch hat die Schwierigkeit selbst ihren Nutzen. Man erhitze seine Einbildungskraft von neuem, und facht das erloschene Feuer wieder an; man setzt endlich dem schon vollendeten Körper gleichsam neue Glieder ein, ohne die alten zu verrücken.

Ich weiß, daß Du Dich jetzt besonders auf die gerichtliche Beredsamkeit legest; aber deswegen wollte ich Dir diese zänkische und gleichsam kriegerische Schreibart nicht immer rathen. Denn wie
die

die Erde durch mannichfaltigen und abwechselnden Saamen; so wird auch unser Geist, bald durch diese, bald durch jene Betrachtung angebauet. Ich wollte, daß Du zuweilen ein Stück aus der Geschichte nähmest; ich wollte, daß Du mit Fleiß Briefe schriebest; ich wollte, daß Du Verse machtest. Denn oft müssen auch in Reden nicht nur historische, sondern fast poetische Beschreibungen vorkommen; die kurze und natürliche Schreibart lernt man aus Briefen. Es ist auch erlaubt, sich bisweilen durch Verse zu belustigen. Ich meyne kein langes und anhaltendes Gedicht; — denn dazu gehört vollkommene Muse — sondern ein sinnreiches und kurzes, womit man sich von Sorgen und Geschäften jeder Art erhohlet. Man nennt es Spiel; aber diese Spiele erlangen bisweilen nicht geringern Ruhm, als ernsthaftere Schriften. Und also — denn warum sollte ich Dich nicht zu Versen durch Verse ermuntern? —

Ist es dem Wachs ein Lob, daß es geschmeidig
weicht,

Sich nach des Künstlers Hand und Einsall anzuschließen,

Und bald dem Kriegesgott, bald Pallas Wilde
gleicht,

Bald Venus und ihr Kind geschickt ist, auszu-
drücken;

Löschet ein geweihter Quell nicht nur die Feuer-
brunst,

Und tränckt erfrischend auch die Blumen und die
Auen;

So muß man seinen Geist zu jeder schönen Kunst
Und edlen Wissenschaft voll Biegsamkeit anbauen.

Daher haben die größten Redner und auch die
größten Männer sich auf solche Weise entweder ge-
übt, oder ergötzt, ja vielmehr zugleich ergötzt und
geübt. In der That ist es zu bewundern, wie
das Gemüth durch solche kleine Werke zugleich
geschärft und belustiget wird. Denn sie fassen Lies-
be, Haß, Zorn, Mitleiden, Scherz, kurz alles,
was im gemeinem Leben, ja sogar in Gerichtshän-
deln vorkommt, in sich. Auch hat man den Vor-
theil davon, so wie von andern Gedichten, daß
man sich über die ungebundene Rede freuet, nach-
dem man die Fesseln des Sylbenmaßes gefühlt,
und in derjenigen Art am liebsten schreibt, deren
Leichtigkeit man durch die Vergleichung empfindet.

Ich habe Dir vielleicht mehr geschrieben, als
Du verlangtest; doch eines habe ich vergessen.
Ich habe nicht gesagt, was Du lesen müßest, wie-
wohl ichs schon dadurch gesagt, da ich bemerkte,
was Du schreiben müßest. Siehe nur zu, daß
Du in jeder Art die besten Schriftsteller wählst.
Denn man pflegt zu sagen: Man muß viel, aber
nicht vielerley lesen. Wer sie aber sind, ist so
bekannt und ausgemacht, daß ich sie nicht nennen
darf. Mein Brief ist überdies so lang geworden,
daß

daß ich Dir die Zeit zum Studiren geraubt, indem ich Dir rathe, wie Du studiren sollest. Nimm also geschwind Deine Schreibtasel wieder zur Hand, und schreibe etwas von dem, was ich Dir vorge schlagen, oder, was Du angefangen hattest. Lebe wohl.

Dreyzehnter Brief.

An Teror.

Dein Brief versichert mich zugleich, daß Du studierest, und nicht studierest. Das ist räthselhaft gesprochen. — Ich gebe es zu, bis ich mich deutlicher erkläre. Er sagt, Du studierest nicht; aber er ist so zierlich geschrieben, als nur einer, der studiert, schreiben kann. Oder Du bist der glücklichste Sterbliche, wenn Du so was ohne Mühe und spielend fertigstellen kannst. Lebe wohl.

Fünfzehnter Brief.

An Saturninus.

Du fragst mich, was ich mache? Ich habe meine Amtsgeschäfte, wie Du weißt; ich diene meinen Freunden; ich studiere zuweilen. Freylich wär es, ich darf nicht sagen, besser, wenigstens glücklicher für mich, wenn ich es nicht bisweilen, sondern immer thun könnte. Es würde mir Leid thun, Dich wider Deine Neigung beschäftigt zu sehen,

sehen, wenn ich nicht wüßte, daß Deine Beschäftigungen höchst rühmlich sind. Denn die Geschäfte des Staats besorgen, und die Zwistigkeiten seiner Freunde beylegen, ist gewiß die lobenswürdigste Bemühung. Ich wußte wohl, daß der Umgang unseres Priscus Dir angenehm seyn würde. Ich kannte seine Aufrichtigkeit und Artigkeit. Ich sehe nun auch, welches ich weniger wußte, daß er das dankbarste Herz hat, da er sich, wie Du mir schreibst, meiner Freundschaftsdienste so verbindlich erinnert. Lebe wohl.

Sechzehnter Brief.

An Fabatus,
seinen Großschwiegervater.

Calestrius Tyro ist einer von meinen vertrauesten Freunden. Wir sind durch öffentliche und Privatverbindungen mit einander verknüpft. Wir haben zusammen im Kriege gedient, und sind zugleich Quästoren des Kaisers gewesen. In dem Tribunat kam er mir, weil er Kinder hatte, zuvor. In der Prätur folgte ich ihm nach, da der Kaiser mir ein Jahr erlassen hatte. Ich bin oft auf seinen Landhäusern gewesen; und er hat in meinem Hause oft seine Gesundheit wieder gefunden. Er wird jetzt als Proconsul nach der Provinz Bätica durch Ticinum reisen. Ich hoffe, ja ich bin überzeugt, daß ich ihn leicht vermögen werde, von seinem

nem Wege bey Dir einzufehren. Wenn Du denenjenigen, die Du neulich unter Deinen Freunden der Sklaverey entlassen, mit der gewöhnlichen Feyerlichkeit die Freyheit ertheilen willst; so darfst Du nicht besorgen, ihm damit beschwerlich zu fallen: er würde mir zu gefallen, die ganze Welt umreisen. Lege also diese allzu große Bescheidenheit ab, und ziehe nur Deine Neigung zu Rathe. Meine Aufträge sind ihm eben so angenehm, als mir die Deinen sind. Lebe wohl.

Anmerkung.

Si voles vindicta liberare, quos proxime inter amicos manumisisti, wenn Du denenjenigen, die Du neulich unter Deinen Freunden der Sklaverey entlassen, mit der gewöhnlichen Feyerlichkeit die Freyheit ertheilen willst.) Hieraus sieht man den Unterschied zwischen der vindicta und manumissio inter amicos. Die Carimonie der Manumission mußte vor fünf Zeugen geschehen, welche aussagen mußten, daß der Herr seine Hand auf den Kopf seines Sklaven gelegt, und diese Worte ausgesprochen: *hunc hominem liberum esse volo*: es ist mein Wille, daß dieser Mensch frey sey. So war der Sklave von den Missethaten und Strafen der Sklaverey befreyt, aber nicht in einen Stand von gänzlicher Freyheit gesetzt; liber erat, sed non in libertate. Seine vollkommene Freyheit war eine Folge der vindicta, worinn die manumissio einge-

eingeschlossen war. Denn wie in dem ersten Fall, nur fünf Freunde brauchten zugegen zu seyn; so mußten im zweyten, die nämlichen Worte vor einer obrigkeitlichen Person ausgesprochen werden, war es in Rom, vor einem Prätor; außer Rom, vor einem Proconsul. Wenn der Herr seine Erklärung gethan hatte; so sagte der Prätor oder Proconsul, eine gewisse Ruthe, genannt *vindicta*, in der Hand haltend, mit erhobener Stimme: *Ajo te liberum more Quiritium*: ich erkläre dich für frey nach der Sitte der Römer.

Siebzehnter Brief.

An Nonius Celer.

Ein jeder hat seine Ursachen, warum er seine Werke vorliest. Meine sind die, wie ich schon oft gesagt habe, daß ich erinnert werde, wann ich fehle, und ich fehle gewiß. Desto mehr wundere ich mich, daß einige, wie Du schreibst, unzufrieden sind, daß ich meine Reden vorlese; sie müßten denn Correctheit in dieser Art von Schriften allein für unnöthig halten. Diese möchte ich gerne fragen, warum sie zugeben — wenn sie es anders zugeben — daß eine Geschichte dürfe vorgelesen werden, die nicht, um Beredsamkeit zu zeigen, sondern der Treue und Wahrheit wegen geschrieben wird; eine Tragödie, die keinen Hörsaal, sondern Schaubühne und Schauspieler verlangt; und

Lyris

Lyrische Verse, die keinen Leser, sondern Eingehor und Leser fordern?

Der Gebrauch solcher Vorlesungen, wird man sagen, ist schon eingeführt. — Ist also derjenige zu tadeln, der den Anfang gemacht? Wiewohl schon einige von den Unsrigen, und die Griechen Reden vorgelesen haben. — Aber es ist doch überflüssig, eine Rede abzulesen, die schon gehalten worden. — Ich geb' es zu, wenn Du sie sozgleich, ohne die geringste Veränderung, und eben denselben Personen vorliestest. Wenn Du aber viele Zusätze und Veränderungen machst, wenn Du einige neue Zuhörer nimmst, andere, die Dich zwar schon, aber vor geraumer Zeit gehört haben; warum solltest Du nicht ebensowohl Ursache haben, eine gehaltene Rede vorzulesen, als herauszugeben? — Aber eine Rede kann schwerlich gefallen, wenn sie abgelesen wird. Dieser Einwurf trifft den Vorleser, und nicht die Vorlesung selbst. Ich verlange auch nicht gelobt zu werden, wann ich vorlese, sondern wann ich gelesen werde. Deshalb versäume ich kein Mittel, meinen Schriften die möglichste Politur zu geben. Zuerst gehe ich sie selbst durch; hernach lese ich sie zween bis dreyn Freunden vor; dann gebe ich sie ändern, ihre Anmerkungen darüber zu machen; diese überlege ich wieder, wenn ich zweifelhaft bin, mit einem oder dem andern; zuletzt lese ich sie einer größern Anzahl vor, und dann, wenn Du mir glauben willst, feile ich am schärfsten. Mein Fleiß wächst alsdenn mit meiner

ner Unruhe. Gewiß die besten Richter sind Ehrerbietung, Bescheidenheit, Furcht. Du kannst es daraus sehen. Wenn Du mit einer Person reden sollst, so gelehrt sie auch ist; bist Du nicht weniger verlegen, als wenn mit vielen, obgleich Ungelehrten? Hast Du nicht, wenn Du aufstehest, zu reden, das wenigste Vertrauen zu Dir? Wünschst Du nicht alsdenn das meiste von Deiner Rede, wo nicht alles verändert? Zumal wenn der Schauplatz groß, und die Versammlung zahlreich ist. Dann scheuet man sich auch vor den niedrigsten und geringsten des Volks. Wenn Du gleich im Anfang keinen Beyfall zu finden glaubst; bist Du nicht niedergeschlagen und muthlos? Ich vermute, weil selbst die Menge eine große und allgemeine Stimme ausmacht; und diejenigen, die allein für sich wenig Urtheil verrathen, mit einander vereinigt, sehr richtig urtheilen.

Deshalb pflegte Pomponius Sekundus, der Tragödienschreiber, wenn ein vertrauter Freund über eine Stelle seiner Stücke mit ihm nicht einerley Meinung war, zu sagen: ich appellire ans Volk; und nachdem die Stelle den Beyfall des Volks erhielt, oder nicht, folgte er entweder seiner oder seines Freundes Meinung. Soviel galt das Urtheil des Volks bey ihm. Ob mit Recht oder Unrecht, das geht mich nicht an. Denn ich pflege nicht das Volk zu versammeln, sondern gewisse auserlesene Freunde, gegen die ich Achtung und Vertrauen habe, die ich endlich einzeln eben so sehr

verz

verehre, als ich sie zusammen fürchte. Was Cicero von der Feder urtheilt, das sage ich von der Ehrfurcht vor dem Publikum. Ehrfurcht ist der schärfste Kunstrichter. Schon der Gedanke, daß wir vorlesen wollen, selbst das, daß wir in dem Hörsaal treten, daß wir erblaffen, zittern, um uns sehen, alles dies verbessert ein Werk. Daher bereue ich eine Gewohnheit nicht, deren großen Nutzen ich erfahre. Und ich lasse mich durch das Geschwätz dieser Leute so wenig abschrecken, daß ich Dich vielmehr bitte, mir ein neues Mittel zur Vervollkommnung meiner Schriften anzuzeigen. Denn meine Genauigkeit wird nie befriediget. Der Gedanke, wie gefährlich es sey, etwas in die Welt zu schicken, ist mir beständig gegenwärtig; und ich kann mich nicht überreden, daß ein Werk, welches immer und allgemein gefallen soll, nicht sehr oft und mit Hülfe vieler Freunde, verbessert werden müsse. Lebe wohl.

Achtzehnter Brief.

An Caninius Rufus.

Du fragst mich, wie das Geld, das Du unsern Landsleuten zu einem jährlichen, öffentlichen Gastmahle versprochen, auch nach Deinem Tode in Sicherheit zu bringen sey? Die Frage ist edel; aber die Antwort nicht leicht. Willst Du die Summe der Gemeinde baar auszahlen; so ist zu befürchten, daß sie verschleudert werde. Siehst

Du liegende Gründe; so werden sie, als dem ges
meinen Wesen gehörrig, vernachlässiget. Ich meis
nes Theils finde nichts sicherer, als was ich selbst
gethan habe. Ich hatte 500,000 Sesterzien *)
zur Unterhaltung frengebohrner Personen beiderley
Geschlechts versprochen. Statt dessen übergab ich
dem Verwalter der öffentlichen Einkünfte eins von
meinen Gütern, das weit mehr betrug. Dieses
nahm ich wieder für einen jährlichen Zins von 30,
000. Sesterzien. **) Dadurch ist das Kapital in
Sicherheit, die Einkünfte sind nicht ungewiß; und
das Land selbst, weil es mehr erträgt, als die Zins
sen ausmachen, wird allemal einen Herrn finden,
von dem es gebauet wird. Ich weiß wohl, daß
ich mehr geschenkt habe, als es den Anschein hat,
weil die davon zu entrichtende Zinsen, den Werth
eines so schönen Gutes verringern. Aber man
muß den öffentlichen Nutzen dem besondern, und
bleibende Vortheile den vergänglichen vorziehen.
Wir müssen für unsere Geschenke größere Sorge
tragen, als für unser Vermögen. Lebe wohl.

Neunzehnter Brief.

An Priscus.

Die Krankheit der Sannia bekümmert mich.
Sie hat sich solche dadurch zugezogen, daß sie der
Junia,

*) Ohngefähr nach unserem Gelde, 31250. Fl.

**) Ohngefähr 1500. Fl.

Junia, einer Vestalin, Anfangs freiwillig, weil sie ihre Verwandtin ist, und hernach auf Befehl der Hohenpriester, beständig aufgewartet hat. Denn wenn die Vestalinnen durch schwere Krankheit gezwungen werden, ihre Wohnung zu verlassen; so werden sie der Pflege und Wartung der Matronen übergeben.

Die Erfüllung dieser Pflicht hat Sannia in eine gefährliche Krankheit gestürzt. Sie hat ein anhaltendes Fieber, einen Husten, der immer stärker wird, sie ist ganz ausgezehrt und entkräftet. Nur ihr Geist und Muth ist noch ungeschwächt, und würdig ihres Mannes Helvidius, und ihres Vaters Thrasea. Ihre übrigen Kräfte verfallen; dieß setzet mich in tödtliche Furcht und Schmerz. Ich bin untröstlich darüber, daß die größte Frau den Augen Roms entrissen werden soll, die vielleicht nie ihres gleichen sehen werden. Welche Keuschheit! Welche reine Tugend! Wieviel Verstand! Wieviel Standhaftigkeit! Zweymal ist sie ihrem Manne in die Verweisung gefolget; und das drittemal ist sie selbst seinerwegen verwiesen worden. Denn als Senecio angeklagt wurde, daß er das Leben des Helvidius geschrieben hätte; sagte er zu seiner Verteidigung, daß er es auf Bitte der Sannia gethan. Metius Carus fragte sie darauf mit einer drohenden Miene: ob sie ihn darum gebeten hätte? Sie antwortete: ja! Ob sie ihm Nachrichten dazu gegeben? — Ja! — Ob mit

Wissen ihrer Mutter? — Nein! — Kurz, sie ließ kein Wort fallen, das einige Furcht verrathen hätte. Sogar als ein Schluß des Raths ihre Güter confiscirt hatte, und aus damals herrschendem Zwang und Furcht dieses Werk unzerdrücken wollte; so erhielt sie es, und nahm die Ursache ihrer Verweisung mit sich in ihre Verweisung.

Wie angenehm, wie artig war sie, und, welches so selten beyammen ist, wie liebenswürdig und ehrwürdig zugleich! Gewiß, wir werden sie in Zukunft unsern Frauen als ein Muster vorstellen können; und selbst Männern wird sie ein Beispiel der Standhaftigkeit seyn. Wir bewundern sie, ob wir sie gleich sehen und hören, nicht minder, als jene Frauen, die uns die Geschichte darstellt. Ihr ganzes Haus scheint mir zu wanken, und bis in den Grund erschüttert, einzustürzen zu wollen; obgleich noch Nachkommen vorhanden sind. Aber wie groß müssen ihre Tugenden und Thaten seyn, um Sannia nicht für die letzte ihrer Familie zu halten? Was meinen Schmerz und Betrübniß noch vermehrt, ist, daß ich ihre Mutter, jene Mutter — was kann ich größeres sagen? — einer so vortrefflichen Frau noch einmal zu verlieren scheine. Wie uns die Tochter ihr Bildniß gleichsam wiedergiebt; so wird sie es auch mit sich nehmen, und mich aufs neue verwunden, und die alte Wunde aufreißen. Ich habe beyde verehrt, beyde geliebt; welche

welche am meisten, weiß ich nicht; auch wollten sie nicht, daß ichs wüßte. Ich habe ihnen im Glück und Unglück bereitwillig gedient. Ich habe sie in der Verweisung getröstet, und nach ihrer Zurückkunft gerochen; doch habe ich noch nicht alles gethan, was ich ihnen schuldig bin; und desto mehr wünsche ich, diese am Leben zu behalten, damit ich noch Zeit habe, meine Schuld zu bezahlen. Dies sind jetzt meine Sorgen, da ich an Dich schreibe. Wenn sie ein Gott in Freude verkehrt, so will ich nicht darüber klagen, Lebe wohl.

Zwanzigster Brief.

An Tacitus.

Ich habe Dein Buch gelesen, und mit der möglichsten Sorgfalt angemerkt, was meiner Meinung nach zu verändern oder auszustreichen ist. Denn ich pflege eben so gern die Wahrheit zu sagen, als Du, sie zu hören. Und wer am meisten Lob verdient, verträgt den Tadel am leichtesten. Nun erwarte ich von Dir mein Buch mit Deinen Anmerkungen. O! angenehmer und schöner Tausch! Wie ergötzt mich der Gedanke, daß die Nachwelt noch, wenn sie anders sich um uns bekümmert, allenthalben erzählen wird, wie einige, bieder und treu wir zusammengelebt haben! Es wird was seltnes und auffallendes seyn, daß

zween Männer von fast gleichem Alter und Range, von einigem Rufe in der Gelehrsamkeit — denn ich muß bescheiden von Dir sprechen, weil ich von mir zugleich rede — sich einander in ihren Studien unterstützt haben.

In meiner frühen Jugend, als Du schon in der Blüthe Deines Ruhmes standest, wünschte ich Dir zu folgen, und obgleich in weiter Entfernung, der nächste nach Dir zu seyn, und dafür gehalten zu werden. Es gab zwar viele glänzende Genies; aber die Aehnlichkeit unseres Charakters zeigte Dich mir als das schicklichste, das würdigste Muster meiner Nachahmung. Desto mehr freue ich mich, wenn das Gespräch auf Litteratur fällt, daß man uns zusammen nennt; daß man von Dir nicht redet, ohne zugleich an mich zu denken. Es giebt zwar Männer, die uns beyden vorgezogen werden. Aber wenn man uns nur beneinander setzt, so liegt mir wenig daran, in welcher Reihe. Denn der nächste nach Dir ist bey mir der erste. Auch mußt Du bemerkt haben, daß wir in Testamenten, wenn nicht etwa einer von uns jemandes vorzügliche Freundschaft genossen, einerley Vermächtnisse, und auf gleiche Weise erhalten. Alles dies muß unsere gegenseitige Freundschaft immer feuriger und stärker machen, da uns Wissenschaften, Sitten, Ruhm, und der letzte Willen der Menschen durch so viele Bande miteinander verknüpfen. Lebe wohl.

Ein

Ein und zwanzigster Brief.

An Cornutus.

Ich gehorche, mein liebster College, und sorge, wie Du befehlst, für die Schwachheit meiner Augen. Denn ich bin hieher, in einem verdeckten Wagen, wie in einem Zimmer eingeschlossen, gekommen, und hier enthalte ich mich nicht nur des Schreizens, sondern auch des Lesens, wiewohl es mir schwer fällt; und studiere nur mit den Ohren. Ich mache meine Zimmer durch Vorhänge dämmericht, aber nicht dunkel. Auch die verschloßne Halle hat, indem ich die untern Fenster zumache, eben soviel Schatten, als Licht. So lerne ich nach und nach, das Licht ertragen. Ich bediene mich des Bades, weil es mir nützlich ist, des Weins, weil er nicht schadet, doch sehr sparsam. So habe ich mich gewöhnt; und nun habe ich auch jemanden, der auf mich Achtung giebt. Die übersandte Henne ist mir sehr angenehm, weil sie von Dir kommt; und ich habe mit ziemlich scharfen Augen, ob sie gleich noch schwach sind, gesehen, daß sie sehr fett ist. Lebe wohl.

Zwey und zwanzigster Brief.

An Falco.

Da wirst Dich weniger wundern, daß ich Dich so dringend gebeten, das Tribunat meinem Freun-

de zu ertheilen, wenn Du seine Person und Verdienst kennen wirst. Da Du es versprochen hast; so kann ich jezo schon seinen Namen nennen, und ihn beschreiben. Es ist Cornelius Minutianus, eine Zierde unserer Provinz durch sein Asehen und seine Sitten. Er ist von vornehmer Geburth, hat großes Vermögen, und liebt die Wissenschaften so eifrig, als wenn er nichts hätte. Er ist der rechtschaffenste Richter, der eifrigste Sachwalter, der treueste Freund. Du wirst mir für meine Empfehlung verbunden zu seyn glauben, wenn Du ihn näher kennen lernst; einen Mann, der — um nichts größers von dem bescheidensten Manne zu sagen — aller Würden, aller Ehrentitel würdig ist. Lebe wohl.

Drey und zwanzigster Brief.

An Fabatus,
seinen Großschwiegervater.

Ich freue mich, daß Du so stark bist, um dem Tyro bis nach Mailand*) entgegen gehen zu können.

*) Mediolanum, Mayland wurde von den Galliern gebaut, im J. Roms 395. Die Stadt wird unter den berühmten Städten von Aufonius sehr erhoben:

Et Mediolani mira omnia: copia rerum,
Innumerae cultaeque domus, facunda virorum
Ingenia, et mores laeti.

Eine Beschreibung, die auch auf das heutige Mayland paßt!

nen. Aber um noch lange so stark zu bleiben, bitte ich Dich, daß Du Dich nicht über die Kräfte Deines Alters angreifst. Ich rathe Dir vielmehr, daß Du ihn in Deinem Hause, ja in Deinem Zimmer erwartest. Da er von mir wie ein Bruder geliebt wird, so darf er von demjenigen, den ich als Vater verehere, eine Höflichkeit nicht verlangen, die er seinem Vater erlassen hätte. Lebe wohl.

Vier und zwanzigster Brief.

An Geminus.

Numidia Quadratilla ist in einem Alter von beynähe achtzig Jahren gestorben; bis an ihre letzte Krankheit frisch und gesund, und von einem bey ihrem Geschlechte ungewöhnlichen festen und starken Körper. Das Testament, welches sie gemacht, gereicht ihr zur Ehre. Sie hat ihren Enkel und Enkelin zu Erben eingesetzt, jenen zu zween Dritttheilen, und diese zum dritten Theile. Die Enkelin kenne ich wenig; aber mit dem Enkel lebe ich in der vertrautesten Freundschaft. Er ist ein außersordentlicher junger Mann, und auch denen lebenswürdig, die nicht seine Blutsverwandte sind. Er ist von ausnehmender Schönheit, und hat doch als Knabe und Jüngling, einen unbefleckten Charakter behauptet. Im vier und zwanzigsten Jahre heirathete er, und, wenn es der Himmel gewollt hätte, wär er schon Vater.

Er lebte in dem Hause einer wollüstigen Großmutter auf eine strenge und doch unterwürfige Weise. Sie hielt Pantomimen, und liebte diese Art Belustigung ausschweifender, als es sich für eine Frau von Stande schickt. Quadratus sahe sie niemals, weder auf der Schaubühne, noch im Hause; und sie verlangte es nicht. Ich habe sie selbst sagen hören, als sie ihres Enkels Studieren meiner Aufsicht empfahl, sie pflege als Frauenzimmer bey der großen Muße ihres Geschlechts zum Zeitvertreibe Schach zu spielen, oder sich an ihren Pantomimen zu belustigen; aber so oft sie's thun wolle, befehle sie ihrem Enkel, wegzugehen, und zu studieren; welches sie nicht sowohl aus Liebe, als aus Ehrfurcht gegen ihn zu thun schien. Du wirst Dich wundern, so wie ich mich gewundert habe. Bey den letzten priesterlichen Spielen wurden die Pantomimen zum Wettstreite auf die Bühne vorgeführt; und da ich und Quadratus zusammen aus dem Schauspielhause giengen: sagte er zu mir; weißt Du wohl, daß ich heute zum erstemal den Frengelassenen der Quadratilla habe tanzen sehen? So betrug sich ihr Enkel.

Aber wahrhaftig Menschen, die Quadratilla gar nichts angiengen, liefen ihr zu Ehren — ich schäme mich, das Wort Ehre gebraucht zu haben — aus niederträchtiger Schmeicheley auf dem Theater herum, sprangen, klatschten mit den Händen, bewunderten die Spieler, und machten alsdann vor ihrer Gebieterinn alle Geberden mit Gesäns

hängen nach.
währenden die
Anstellungen vor
mal einen Zu

Dies melde ich
ihren pflegt;
Freude, die ich
mal zu empfin
Zärtlichkeit de
Ehre, die
derfahren. Ja
L. Cassius,
mischen Schule,
zu wird. Wen
füllen; er w
an Rahm w
bedeet hervor
kriert war.

Fünf

O! wie
müht, oder
Dunkelheit! I
wären wollen
diese bekann
hufen im ve

Gefängen nach. Diese werden nun sehr geringe Vermächtnisse zur Belohnung ihrer theatralischen Vorstellungen von einem Erben erhalten, der nicht einmal einen Zuschauer abgegeben.

Dies melde ich Dir, weil Du gern was neues zu hören pflegst; und weil es mir angenehm ist, die Freude, die ich genossen, beim Schreiben noch einmal zu empfinden. Denn ich freue mich über die Zärtlichkeit der verstorbenen Großmutter, und die Ehre, die dem vortreflichen jungen Manne widerfahren. Ich freue mich auch, daß das Haus des C. Cassius, des Stifters und Vaters der Cassianischen Schule, auf keinen geringern Herrn kommen wird. Mein Quadratus wird es würdig erfüllen; er wird ihm seine vorige Würde, Glanz und Ruhm wieder geben, da er als ein so großer Redner hervortreten wird, als Cassius Nichtsgelehrter war. Lebe wohl.

Fünf und zwanzigster Brief.

An Rufus.

O! wie viele Gelehrten leben aus Bescheidenheit, oder Liebe zur Ruhe, verborgen und in Dunkelheit! Indes, wenn wir öffentlich reden oder vorlesen wollen, fürchten wir nur die, die für Gelehrte bekannt sind; da diejenigen, die die Wissenschaften im verborgenen treiben, noch dieses voratß haben,

Haben, daß sie durch ihr Stillschweigen zeigen, was für Achtung sie für ein vortreffliches Werk haben. Ich schreibe aus Erfahrung, was ich schreibe. Terentius Junior, nachdem er im Kriege bey der Reuteren gedient, und die Prokurator der Karbonensischen Provinz redlich verwaltet hatte, begab sich auf seine Güter, und zog eine ruhige Muße allen Ehrenstellen vor, die auf ihn warteten.

Eines Tages bat er mich zu sich. Ich sahe ihn, als einen guten Hausvater, als einen fleißigen Landmann an, und wollte ihn von dem unterhalten, was ich für seine gewöhnliche Beschäftigung hielt. Ich hatte schon angefangen, als er mich durch ein sehr gelehrtes Gespräch zur Litteratur zurückbrachte. Wie nett war alles! Wie fein wußte er sich in der lateinischen und griechischen Sprache auszudrücken! Denn er ist beyder Sprachen so vollkommen mächtig, daß er die am besten zu verstehen scheint, die er eben redet. Wieviel hat er nicht gelesen? Wieviel weiß er nicht! Man sollte glauben, der Mann lebe in Athen, und nicht auf einem Dorfe. Kurz, er hat meine Unruhe vermehrt und gemacht, daß ich diejenigen, die in der Einsamkeit und auf dem Lande leben, nicht weniger fürchten werde, als die gelehrtesten Männer, die ich kenne. Ich rathe Dir, eben so zu denken. Denn bey einer genauern Untersuchung findet man viele im Soldaten- und Gelehrtenstande, die unter einer schlechten

ten Kleidung die seltensten Tugenden und größten Talente verbergen. Lebe wohl.

Sechs und zwanzigster Brief.

An Maximus.

Neulich brachte mich die Krankheit eines gewissen Freundes auf die Gedanken, daß wir die besten Menschen sind, wann wir krank sind. Denn welchen Kranken quälet wohl Geiz oder Wollust? Er dient der Liebe nicht, strebt nach keiner Ehre, achtet Reichthum nicht, und ist mit wenigem, welches er ohnedem verlassen muß, zufrieden. Dann glaubt er an Götter, dann erinnert er sich, daß er ein Mensch ist. Er beneidet, bewundert, verachtet Niemanden, er findet an Verläumdungen keine Unterhaltung oder Vergnügen. Nur Bäder und Quellen beschäftigen seine Einbildungskraft. Dies ist seine höchste Sorge, sein höchster Wunsch. Er nimmt sich vor, wenn er davon kommen sollte, inskünftige ein ruhiges und behägliches, das ist, ein unschuldiges und glückliches Leben zu führen. Ich kann also eine Lehre, welche die Philosophen, mit vielen Worten und in vielen Bänden vortragen, in wenig Worte fassen: Last uns bey gesunden Tagen so leben, wie wir in Krankheit den Entschluß fassen, leben zu wollen. Lebe wohl.

Sieben

Sieben und zwanzigster Brief.

An Sura.

Die Muße, der wir genießen, erlaubt Dir, zu lehren, und mir, zu lernen. Ich möchte also gern wissen, ob Du glaubest, daß es Gespenster gebe, daß sie eine eigene Gestalt, und was geistig haben, oder ob es leere Schattenbilder sind, die aus unserer furchtsamen Einbildungskraft entstehen? Sie zu glauben, werde ich besonders dadurch geneigt gemacht, was dem Curtius Rufus begegnet seyn soll.

Zu einer Zeit, da er noch ohne Glück und Ansehen war, hatte er den Statthalter von Africa dahin begleitet. Gegen Abend spazierte er in einer Halle; als eine weibliche Gestalt von übermenschlicher Größe und Schönheit sich ihm darstellte. Er erschrak. „Ich bin Africa, sagte sie zu ihm, „ich will dir dein künftiges Schicksal prophezeien. „Du wirst nach Rom gehen, die höchsten Ehrenstellen bekleiden, wirst als Statthalter in eben dieser Provinz wiederkommen, und hier sterben. „Alles ist eingetroffen. Es wird ferner erzählt, als er bey Carthago gelandet, und aus dem Schiffe gestiegen, sey ihm eben diese Gestalt am Ufer begegnet. Das ist gewiß; als er in eine Krankheit fiel, ahndete er die Zukunft aus dem Vergangenen, und das Unglück aus dem Glücke, das er gehabt, und ließ alle Hoffnung der Genesung fahren, die noch keiner von den Seinigen aufgab.

Ist

Ist die folgende Geschichte nicht noch schrecklicher und eben so wunderbar? Ich will sie erzählen, wie ich sie gehört habe. Es war zu Athen ein großes und geräumiges Haus, aber verschrieen und öde. In der Stille der Nacht hörte man Eisen klirren, und bey einer schärfern Aufmerksamkeit, Ketten rasseln, erst in der Ferne, und dann ganz nahe. Bald darauf erschien ein Gespenst, ein magerer und häßlicher Greis, mit langem Barte, starren Haaren, an Händen und Füßen Fesseln, womit er fürchterlich rasselte. Daher durchwachten die Bewohner des Hauses vor Furcht traurige und grausenvolle Nächte. Auf Wachen folgte Krankheit, und mit zunehmender Furcht der Tod. Denn auch bey Tage, wenn schon das Bild verschwunden war, schwebte doch noch die Vorstellung vor Augen, und die Furcht währte länger, als ihre Ursache. Zuletzt blieb das Haus öde stehen, und wurde diesem Gespenst ganz überlassen. Doch schlug man es an, in der Meinung, daß es jemand kaufen oder miethen würde, der von diesem Unheil nichts wüßte. Der Philosoph Athenodorus kam nach Athen; er laß den Zettel, und weil ihm die Niedrigkeit des Preises verdächtig war, erkundigte er sich, und hörte die ganze Geschichte; demungeachtet, ja desto lieber miethete er es. Sobald es Abend wurde, ließ er sich in einem Vorzimmer ein Bett aufschlagen, ließ sich Schreibtisch, Griffel und Licht geben; und schickte seine Leute in die Hinterzimmer. Er selbst richtete Geist, Augen und Hand aufs Schreiben, damit nicht seine

seine müßige Seele sich leere Erscheinungen und eitle Schreckbilder schaffen möchte. Anfangs herrschte die gewöhnliche Stille der Nacht; dann hörte er Eisen klirren, und Ketten rasseln. Er hob seine Augen nicht auf, und legte seinen Griffel nicht weg; sondern faßte Muth, und that, als wenn er nichts hörte. Nun wurde das Geräusch immer stärker, kam immer näher, daß es an der Thür, und nun in dem Zimmer selbst zu seyn schien. Er sahe sich um, und erblickte das Gespenst, wie es ihm beschrieben worden. Es stand und winkte mit dem Finger, als wenn es ihn rufte. Athenodorus winkte gleichfalls mit der Hand, es sollte ein wenig warten, und fuhr fort, zu schreiben. Der Geist rasselte mit seinen Ketten über dem Kopfe des Philosophen; er wandte sich um, und sahe ihn, wie vorher winken; sogleich nahm er das Licht, und folgte ihm. Der Geist gieng mit langsamen Schritten, gleichsam von den Ketten belastet; nachdem er in den Hof des Hauses gekommen, verschwand er plöglich, und ließ den Philosophen allein. Dieser raffte Gras und Laub zusammen, und legte es zum Zeichen an dem Orte, um ihn wieder zu finden. Den andern Tag gieng er zu der Obrigkeit, und bat sie, den Ort ausgraben zu lassen. Man fand Knochen in Ketten verwickelt, die von dem durch Zeit und Erde vermoderten Körper allein und zerfressen übrig geblieben waren. Man brachte sie zusammen, und begrub sie öffentlich; nach dem förmlichen Begräbniß spukte es nicht mehr im Hause.

Dieses

Dieses glaubt
die Geschichte
habe einen
geheißt ist.
weder in einem
manden auf sein
hinen Kopf po
abschüttelt. Se
um die Scher
n liegen. Zur
de Geschichte d
n Sklaven sch
hlichen Kamm
— so erzähl
n beschoren ihn
acht, wie in
um den Tage
met. Nicht
h nicht ange
würde, wenn
dies sich zutr
und in seinem
ich eingegeben
ließen, weil
lassen, daß
ein Zeichen
weisen sey.
Ich bitte
mit aufzube
u und sch

Dieses glaube ich auf Aussage anderer. Folgende Geschichte kann ich selbst andern versichern. Ich habe einen Freigelassenen, Marcus, der nicht ungelehrt ist. Dieser schlief mit seinem jüngern Bruder in einem Bette. Ihn dächte, er sähe jemanden auf seinem Bette sitzen, der eine Scheere an seinen Kopf hielt, und Haare von seiner Scheitel abschchnitt. Sobald es Tag wurde, sahe man ihn um die Scheitel beschoren, und die Haare bey ihm liegen. Kurze Zeit hernach bestätigte eine ähnliche Geschichte die erstere. Einer von meinen jungen Sklaven schlief nebst andern in der gemeinschaftlichen Kammer. Zween weissgekleidete Männer — so erzählt er — kamen durch die Fenster, und beschoren ihn, da er im Bette lag; sie giengen zurück, wie sie gekommen waren. Auch diesen fand man bey Tage beschoren, und die Haare umhergestreuet. Nichts merkwürdiges erfolgte, außer, daß ich nicht angeklaget wurde; welches geschehen seyn würde, wenn Domitian, unter dessen Regierung dies sich zutrug, länger gelebt hätte. Denn man fand in seinem Cabinet eine vom Carus gegen mich eingegebene Anklage. Hieraus kann man schließen, weil Beklagte pflegen ihr Haar wachsen zu lassen, daß das abgeschnittene Haar meiner Leuze ein Zeichen der von mir abgewandten Gefahr gewesen sey.

Ich bitte Dich demnach, Deine ganze Gelehrsamkeit aufzubieten. Die Sache verdient eine genaue und scharfe Untersuchung; und vielleicht bin ich

ich der Mittheilung Deiner Einsichten nicht unwerth. Solltest Du auch nach Deiner Gewohnheit für und wider die Sache streiten: so wollte ich doch, daß Du den Ausschlag auf eine oder die andere Seite gäbest, um mich nicht länger in Zweifel und Ungewißheit zu lassen; da ich Dich deshalb um Dein Urtheil frage, um nicht mehr zweifelhaft zu seyn. Lebe wohl.

Acht und Zwanzigster Brief.

An Septitius.

Du sagst, einige Leute hätten mich bey Dir getadelt, als ob ich meine Freunde bey jeder Gelegenheit zu verschwenderisch lobte. Ich erkenne meine Schuld, und bin stolz darauf. - Denn was ist edler, als aus Gutherzigkeit zu fehlen? Wer sind aber die Personen, die meine Freunde besser kennen, als ich? Aber gesetzt, daß sie sie besser kennen, warum beneiden sie mich um einen so glücklichen Irrthum? Denn sollten sie auch nicht die Vorzüge haben, die ich von ihnen rühme; so bin ich doch glücklich, daß ich es glaube. Laßt sie also ihre verkehrte Scharfsichtigkeit auf andere übertragen. Es giebt Leute genug, die es Verstand nennen, seine Freunde zu tadeln; aber sie werden mich nie überreden, zu glauben, daß ich meine Freunde zu sehr liebe. Lebe wohl.

Neun

Neun und zwanzigster Brief.

An Montanus.

Du wirst lachen, dann böse seyn, und wieder lachen, wenn Du lesen wirst, was Du nicht glauben kannst, ohne es gelesen zu haben. Auf der Tiburtinischen Straße *) kaum eine Meile von Rom — ich hab' es neulich bemerkt — ist das Grabmal des Pallas mit dieser Aufschrift: Ihm erkannte der Senat wegen seiner Treue und Ergebenheit gegen seine Patronen, die Ehrenzeichen der Prätores und fünf Millionen Sesterzien **) zu; und er ist mit der Ehre allein zufrieden gewesen. Ich habe mich zwar niemals über Dinge gewundert, woran öfter Glück, als Verstand Antheil hat. Doch hat mich diese Aufschrift an das Wissenhafte und Ungereimte der Ehrenbezeugungen erinnert, die manchmal für solche verächtliche und nichtswürdige Geschöpfe hingeworfen werden; die endlich jener Schurke die Frechheit gehabt, anzunehmen, und abzuschlagen, und sich der Nachwelt, als ein Beispiel der Mäßigung vorzustellen. Aber warum gerathe ich in Unwillen? Es ist besser, zu lachen, damit diejenigen nicht glauben, was großes erlangt zu haben, die das Glück nur erhöht, um sie dem Gelächter auszusetzen. Lebe wohl.

A a 2

Anmerk.

*) Die Straße nach der Stadt Tibur, 16 Meilen von Rom.

**) Ohngefähr nach unserm Gelde 750,000. Fl.

Anmerkung.

Pallas war der Freygelassne des Claudius Cäsar, der, seit seiner Selangung zum Reiche, sich gänzlich von seinen Weibern und Günstlingen regieren ließ. Unter den letztern zeichneten sich Narcissus und Pallas vorzüglich aus. Die Reichthümer des Pallas waren, so wie seine Macht, unbegränzt und erstaunlich; alle Römische Geschichtschreiber reden davon. Der Ursprung und die Veranlassung davon werden vom Tacitus, im 12ten Buche seiner Annalen, im 53sten Capitel, erwähnt.

Dreyßigster Brief.

An Genitor.

Es schmerzt mich unendlich, daß Du einen Schüler, der, wie Du schreibst, die größte Hoffnung von sich gab, verloren hast. Ich wundere mich nicht, daß seine Krankheit und Tod, Dein Studiren unterbrochen haben; da ich weiß, wie strenge Du alle Pflichten beobachtest, und wie unbegränzt Du diejenigen liebest, die Deine Achtung haben. Mich verfolgen die Geschäfte der Stadt sogar hishierher. Der eine macht mich zum Richter, der dere zum Schiedsmanne. Dazu kommen die Klagen der Bauren, die ein Recht zu haben glauben, nach meiner langen Abwesenheit meine Ohren zu misbrauchen. Auch die Nothwendigkeit, meine Länd-

Ländereyen zu verpachten, ist mir eine beschwerliche Last; so selten ist es, tüchtige Pächter zu finden. Daher kann ich nur verstoßlner Weise studiren; doch studiere ich. Denn ich schreibe und lese zuweilen; aber wann ich lese, sehe ich aus der Vergleichung, wie schlecht ich schreibe. Zwar machst Du mir guten Muth, indem Du meine Schrift zur Ehrenrettung des Helvidius mit der Rede des Demosthenes gegen Midias vergleichst. In der That habe ich bey Verrfertigung meiner Schrift, diese Rede in Händen gehabt, nicht um zu wetteifern — denn das wäre Verwegenheit, oder fast Raserey gewesen — sondern um ihr nachzuahmen, und zu folgen, soweit es die unendliche Verschiedenheit unserer Genies, und die Unähnlichkeit der Sache verstattete. Lebe wohl.

Ein und dreyßigster Brief.

An Cornutus.

Claudius Pollio wünschet Deine Freundschaft, der er eben deswegen würdig zu seyn scheint, weil er sie wünscht, und weil er selbst Dich liebt. Denn Niemand begehret wohl eines andern Freundschaft, der nicht gleiche Neigung für ihn hat. Er ist übrigens ein gerader, redlicher, stiller und fast zu bescheidener Mann, wenn man anders zu bescheiden seyn kann.

Ich habe ihn, als wir zugleich im Kriege dienten, kennen lernen, aber nicht bloß als einen, der Dienste mit mir that. Er führte einen Flügel an von tausend Reutern. Ich hatte Befehl von dem General-Lieutenant, die Rechnungen der Reuterey und des Fußvolks zu untersuchen; und so wie ich bey einigen großen und schändlichen Geiz und gleiche Nachlässigkeit entdeckte, so fand ich bey diesem die größte Redlichkeit und Genauigkeit. Er wurde hernach zu den ansehnlichsten Stellen befördert, und wich doch bey keiner Gelegenheit von seiner eingepflanzten Liebe zur Mäßigung ab. Er wurde nie durch das Glück aufgeblasen, noch verlor er durch die Verschiedenheit seiner Aemter etwas von dem beständigen Lobe der Keuschheit; und er hat alle Arbeiten mit eben der Stärke der Seele ertragen, die er jetzt in seiner Einsamkeit zeigt. Er hat sie zwar auf eine kurze Zeit zu seinem großen Ruhme verlassen; da ihn unser Corellius nach dem großmüthigen Auftrage des Kaisers Nerva zu seinem Gehülften bey Ankauf und Vertheilung der Aecker genommen. Denn welche Ehre ist es nicht, den Beyfall eines so großen Mannes, bey einer solchen Freyheit der Wahl, vor allen andern erhalten zu haben?

Wie groß seine Ergebenheit und Treue gegen seine Freunde sey, kanst Du aus vieler Testaments sehen, und unter andern aus dem des Musonius Bassus, eines sehr verdienstvollen Bürgers, dessen Andenken er so dankbar zu erhalten und fortzu-

zupflanzen sucht, daß er eine Lebensbeschreibung von ihm herausgegeben hat: denn er schätzt die Wissenschaften, wie alle andere schöne Künste. Diese Handlung ist schön, und des Beyfalls desto würdiger, je seltner sie ist; da die Meisten sich nur der Verstorbenen erinnern, um sich zu beklagen. Gewähre Deine Freundschaft diesem Manne, der sie, glaube mir, aufs eifrigste wünschet; nimm ihn auf, oder vielmehr lade ihn ein, und liebe ihn so, als wenn Dich die Dankbarkeit dazu verbände. Denn in der Freundschaft ist derjenige, der den Anfang macht, nicht zu verbinden, sondern zu belohnen. Lebe wohl.

Zwey und dreyßigster Brief.

An Fabatus,
seinen Großschwiegervater.

Es ist mir angenehm, daß die Ankunft meines Tyro Dir Vergnügen gemacht; aber daß die Gegenwart des Proconsul, wie Du schreibst, Gelegenheit gegeben, vielen Sklaven die Freyheit zu schenken, macht mir außerordentliche Freude. Denn ich wünsche in allen Dingen die Aufnahme meines Vaterlandes, am meisten aber in der Anzahl der Bürger. Dies ist die größte Stütze und Zierde der Städte. Auch das freut mich, obgleich nicht aus Eitelkeit, aber es freut mich doch, was Du hinzusetzt, daß wir beyde mit Dank und Lob sind

überhäuft worden. Denn wie Xenophon sagt: Lob ist den Ohren die süßeste Musik; zumal wenn man es zu verdienen glaubt. Lebe wohl.

Drey und dreyßigster Brief.

An Tacitus.

Ich ahnde es, und meine Ahndung trägt mich nicht, daß Deine Geschichte unsterblich seyn wird; desto mehr wünsche ich — ich will es aufrichtig gestehen, — einen Platz darinnen zu finden. Denn wenn wir dafür zu sorgen pflegen, daß unser Gesicht von dem besten Künstler nachgebildet werde; sollen wir nicht wünschen, daß unsere Handlungen von einem Schriftsteller, wie Du bist, geschildert und gepriesen werden? Ich will Dir also eine Thatsache vorlegen, die zwar Deiner Aufmerksamkeit nicht entgehen kann, da sie sich in öffentlichen Urkunden befindet; doch will ich sie erzählen, damit Du desto eher glaubest, wie angenehm es mir seyn werde, wenn Du meine Handlung, die desto mehr Beyfall gefunden, je gefährlicher sie war, durch Dein Genie und Zeugnis verherrlichst. Der Senat hatte mich nebst Herennius Senecio der Provinz Bätica zum Advocaten gegen Babijs Massa gegeben; und nachdem Massa verurtheilt worden, hatte er den Ausspruch gethan, daß seine Güter in gerichtliche Verwahrung genommen würden. Da Senecio gehöret hatte, daß die Consuln Bittschriften annehmen würden, kam er zu mir, und sagte: Laßt uns

uns mit eben der Einigkeit, mit welcher wir die uns aufgetragene Anklage vollzogen haben, zu den Consuln gehen, und sie bitten, die Güter von denen, deren Sorge sie anvertrauet sind, nicht verschwenden zu lassen. Da wir vom Senat, antwortete ich, zu Advocaten ernannt worden sind; so überlege, ob Du nicht unser Geschäfte durch den Ausspruch des Senats für geendiget hältst. Du kannst, versetzte er, Dir Gränzen setzen, welche Du willst, indem Du in keiner andern Verbindung mit der Provinz stehst, als durch den Dienst, den Du ihr neulich erwiesen; ich aber bin daselbst-gebohren, und Quästor da gewesen. Wenn Dein Entschluß gefaßt ist, erwiederte ich, so will ich Dir folgen, damit nicht, wenn Verdruß daraus entsteht, er auf Dich allein falle. Wir giengen zu den Consuln, Senecio sagte, was die Sache mit sich brachte; und ich fügte einiges hinzu. Kaum hatten wir aufgehört, zu reden, als Massa sich beklagte, daß Senecio nicht die Pflicht eines Advocaten erfüllt, sondern die Bitterkeit eines Feindes gezeigt hätte, und ihn der Grausamkeit beschuldigte. Alle entsetzten sich darüber. Darauf nahm ich das Wort; ich fürchte, hochansehnliche Consuln, sagte ich, daß Massa durch sein Stillschweigen mich der Verrätheren beschuldiget, weil er mich nicht auch angeklaget hat. Diese Worte wurden gleich aufgefaßt, und waren bald in jedermanns Munde. Der verewigte Nerva, der auch als Privatperson auf rechtschaffene Thaten, die öffentlich geschahen, aufmerksam war, schrieb mir einen

Brief in den stärksten Ausdrücken, und wünschte nicht nur mir, sondern auch dem Jahrhunderte zu einem Beispiele Glück, das — wie seine Worte sind — den Alten gleichkäme. Alles dies, soviel auch daran seyn mag, wirst Du noch bekannter, glänzender, größer machen; wiewohl ich nicht verlange, daß Du die Sache übertreibest. Denn Geschichte darf nicht von der Wahrheit abweichen, und edle Thaten haben an der Wahrheit genug. Lebe wohl.

Achtes Buch.

Erster Brief.

An Septitius.

Ich habe meine Reise glücklich vollendet, ausgenommen, daß einige von meinen Leuten durch die brennende Hitze krank geworden sind. Encolpius, mein Vorleser, der mir in meinen ernsthaften und Erhohlungsstunden so nothwendig geworden, hat von dem vielen Staube einen rauhen Hals bekommen, und Blut ausgeworfen. Wie traurig ist dies für ihn, und wie schmerzhaft für mich, wenn er zu den schönen Wissenschaften untüchtig wird, von denen er seinen ganzen Werth hat! Wer wird alsdenn meine Kleinigkeiten so gut vorlesen? so sehr schätzen? Wem werden meine Ohren